

[Nachdruck verboten.]

18) Der Arbeiter Schewyrjoff.

Revolutionsgeschichte von M. Artzibaschew.

Autorisierte Uebersetzung von A. Willard u. S. Bugow.

Die schwarzen Augen der Dame blickten ihn rasch an, man konnte nicht verstehen, was für ein Ausdruck in ihnen lag, Koetterie oder Protest.

„Ja, aber immerhin ist es doch schrecklich!“ sagte sie.

Schweigend hörte Schewyrjoff zu, während seine kalten, hellen Augen langsam, fast unmerklich von einem Gesicht auf das andere glitten. Und je länger er sich umschaute, um so fester pressten sich seine Lippen zusammen, um so stärker zitterten die Finger seiner Taschen in die vergrabenen Hände.

„Das ist ganz gut, daß sie ihn über den Haufen geschossen haben! Daß sich's auch die anderen merken, schöne Mode das, Bomben zu schmeißen!“

„Weiß der Teufel . . . das ist doch stark“, bemerkte jemand leise, dicht an Schewyrjoffs Schulter.

Er sah sich rasch um und erblickte junge Augen, die mit Entrüstung und Verachtung auf die Menge schauten; ein junges Mädchen stand hinter ihm.

„So ist's aber am besten,“ erwiderte ihr ein Student, der sie begleitete.

„Was sagen Sie!“

„Wäre es denn besser, wenn er gehängt würde?“ entgegnete der Student bitter und senkte den Blick.

Schewyrjoff sah ihn aufmerksam an.

Aber im Augenblick als der Student die Aufmerksamkeit bemerkte, nahm er sich auch schon zusammen und sagte, das Mädchen am Arme berührend:

„Gehen wir, Maruffja . . . was sollen wir hier.“

„Man bringt sie, bringt sie!“ ging es durch die Menge; die ganze Masse geriet in Bewegung, schwankte und drängte gegen das Tor.

Zuerst erschienen nur die Köpfe von Schulzeuten, von denen zwei die Mütze abgenommen hatten, dann der Federbusch eines Gendarmen. Sie trugen etwas, das nicht zu erkennen war; nur unter einem Sakel kamen lange kastanienbraune Haare, die von der Tagesluft langsam bewegt wurden, und ein schmaler Teil der hohen knöchernen Stirn zum Vorschein.

„Und die Liebe, und die Opferwilligkeit, und das Mitleid!“ klang Schewyrjoff die erregte Bassstimme Madjews in den Ohren, und ein augenblicklicher Krampf verzog sein Gesicht.

Der Menschenknäuel verdeckte die Leiche. Man sah nur, wie das grüne Dach des Krankentransportwagens von der Stelle rückte, schwankte und langsam fortglitt und wie sein armeliges rotes Kreuz in der schwarzen Straßenmenge auf und nieder tauchte.

Die Menge lief allmählich auseinander.

Nur kleine Häuflein blieben zurück. Der Geselle erzählte noch immer, mit den Armen suchtelnd; die Straße wurde leer, und wieder rollten Droschken vorbei, Menschen gingen vorüber und sahen sich mit verständnisloser Neugierde nach dem Tore um.

Schewyrjoff stieß einen Seufzer aus, unterbrach ihn aber sofort, und die Hände tief in die Taschen vergraben, ging er mit festen Schritten weiter. Schwere Gedanken zogen wie ein endloser Streifen durch seinen Kopf.

Er dachte, daß auch damals, als die Frau, die er liebte, gehängt wurde, oder bei dem opferfreudigen Tode irgendwelcher anderen Bekannten von ihm, niemand vor Schmerz und Entsetzen aufgeschrien, niemand sein Geschäft verlassen hatte. Die Menschen hielten einander nicht an, um sich die entsetzliche, traurige Nachricht mitzuteilen. Wie immer rollten die Straßenbahnwagen, wie immer waren die Geschäfte geöffnet, wie immer gingen, wie im Spiel, schön gekleidete Frauen spazieren, fuhrn solide, besorgte Männer vorüber. Keinen ging die entsetzliche Qual etwas an, die sein Herz, das ein lautloser Schrei des Grauens und der Verzweiflung zu einem Klumpen zusammengezogen hatte, zerfleischte.

Seine schweren Gedanken schienen ihn von der Außenwelt abzuschließen, und doch erfaßte sein geliebtes Ohr feinhörig den eigentümlichen Schall von Schritten, die nicht von ihm ablassen wollten.

Schon vor dem Hause im Gedränge hatte Schewyrjoff listige, schonungslose Blicke, die sich hinter fremden Rücken zu verbergen suchten, auf sich gerichtet gefühlt. Ein paarmal schaute er sich sogar um, konnte aber nichts bemerken. Ueberall sah er nur dieselben eintönig gespannten, fremden Gesichter. Trotzdem war das unheimliche Gefühl stärker geworden; sein Herz schlug lauernnd und unebenmäßig.

Am Ende der Straße öffnete sich der breite Fluß mit blauen Wellen, von Dampferrauch überdeckt und überhallt von gellenden, in der Ferne zerspringenden Pfeifensignalen. Weit — auf dem anderen Ufer — lagen, in nebligem Grau gehüllt, Häuser, Gärten, Fabriksschornsteine; schwer über ihnen lastete ein schwarzer Streifen ruhigen Rauchs, der den Rand des hohen hellen Himmels beschmückte.

Schewyrjoff überlegte und bog nach der Brücke ein; unermutet sah er sich dabei um.

Zwei Augen starrten ihm erschreckt ins Gesicht. Ein Mann mit überaus blondem Schnurrbart, Stehfragen und steifen Hut, trat ihm beinahe auf die Ferse. Ihre Blicke begegneten sich für einen Moment, und in entsehllichem gegenseitigen Verständnis wurden sie eisigkalt. Es dauerte nur eine Sekunde, dann drehte Schewyrjoff sofort, als wenn nichts geschehen wäre, den Kopf zurück und schritt weiter; der Mann im steifen Hut überholte ihn schnell, ohne Aufenthalt, und ging voraus.

Alles vollzog sich so flüchtig und unfassbar, daß Schewyrjoff anfangs glaubte, er hätte sich geirrt. Aber sein Herz pochte dumpf, als wollte es ihn warnen. Plötzlich sah er die schwarze Gestalt eines Schutzmans vor sich, der sich in aller Seelenruhe die Nase mit dem weißen Handschuh wischte. Der Mann im steifen Hut ging ruhig geradewegs und ohne den Schritt zu verlangsamen an dem Schutzmann vorbei. Unscheinend hatte er etwas Eiliges zu erledigen. Aber der Schutzmann suchte zusammen, ließ die Hand sinken, sah ihm verwundert nach und schaute sich dann bestürzt um.

Augenblicklich machte Schewyrjoff, behend und präzise, als hätte er es längst erwartet, kehrt, tauchte in einem Häuflein Maurer, die ihm in einem kleinen Trupp entgegenkamen, unter, und bog wieder nach dem Kai ab. In der Ferne lag der Sommergarten und die Straße, die nach dem kalten Marsfeld*) führt. Mit blitschneller Deutlichkeit berechnete er die Entfernung, doch sah er, daß er den Garten nicht erreichen würde; der Kai jedoch war offen und glatt, wie eine Einöde. In der Menge fahrender und gehender Menschen schien er ebenso unberdeckt und vereinzelt wie auf einem kalten Schneefeld.

„Nun, was ist da zu tun? . . . Ist ja alles gleich . . .“ dachte er und blieb apathisch gerade an der Landungsbrücke der Finnländischen Gesellschaft stehen, als durchdringend ein Dampfer zur Abfahrt pff. Mit dem genauen Gang einer Maschine, fast ohne Ueberlegung, schwenkte Schewyrjoff nach dem schwankenden Laufbrett ab und war mit einem Satz an Bord des Dampfers, mitten unter den verschiedenen Menschen, die eilig auf gelben Bänken Platz suchten. Erst da schaute er sich um.

Ziemlich weit entfernt, am Anfang der Brücke, bemerkte er drei menschliche Gestalten, die von der ganzen Welt absondert schienen.

Es waren ein Spikel, ein Schutzmann und ein Soldat zu Pferde. Sie berieten untereinander, die Gesichter auf dem Dampfer gerichtet, und bewegten sich unsinnig auf demselben Fleck hin und her. Mit eigentümlicher Sicherheit erkannte Schewyrjoff den Grund ihrer Verlegenheit: Da sie nicht wußten, ob sie noch bis zur Abfahrt Zeit hätten, heranzukommen, liefen sie zwecklos bald vor, bald zurück. Doch als der Schutzmann, endlich zu einem Entschluß gekommen, den Säbel mit der Hand haltend, ein paar Schritte auf Schewyrjoff zu machte, zischte der Dampfer gerade, leuchtete und stieß gravitativ von der Anlegebrücke ab. Da riß der Soldat

*) Großer Ezerzierplatz inmitten Petersburgs.

plötzlich das Pferd herum und sprengte vom Fleck weg in schnellem Trab über die Brücke, während der Spieß und der Schutzmann nach anderen Richtungen forttramen.

„Zum Telephon . . . gleich ans Revier melden!“ dachte Schewyrjoff, als wäre es ihm vorgefagt worden.

Und wiederum schnell und präzise wie eine Maschine sprang er auf den Vordrand, durchmaß mit einem Blick den schmalen Raum zwischen der Brücke und der schmutzigen Dampferwand und sprang hinunter. Einige Leute schrien entsetzt auf, doch er erreichte die Landungsbrücke, glitt aus, fiel beinahe hintenüber ins Wasser, hielt sich noch an, lief über die Bretter und zurück nach dem Sommergarten.

(Fortsetzung folgt.)

Das Elend und der Aufruhr in Schlessien.

4)

Von Wilhelm Wolff.

Der Polizeibewerber Christ und ein Gendarm nahmen zwar in Peterswaldau eine Arrestierung vor, indes befreiten die Weber bald den Gefangenen. Neben Zwanziger wohnt der Fabrikant Wagenknecht. Er hatte die Weber menschlicher behandelt, er blieb verschont. Da er ihnen noch ein kleines Geschenk verabreichte, brachten sie ihm ein Vivat aus. Bald fanden sich Weber aus Arnsdorf und Wielau ein. Was bei Zwanziger noch übrig geblieben, wurde vollends zertrümmert. Die Nacht unterbrach das Nachwerk. Ich darf den Vorschlag einiger Weber, die Häuser anzuzünden und die Verwerfung desselben aus dem Grunde, weil die so Beschädigten dann Brandgelber erhielten, und es doch darauf ankomme, sie auch einmal arm zu machen, damit sie erführen, wie der Hunger tue, als zu charakteristisch nicht unerwähnt lassen. Am folgenden Tage, den 5. Juni, ging es zum dritten Mal in die Zwanzigerischen Etablissements. Ein Garnvorrat auf dem Boden des Hauses war am 4. Juni nicht entdeckt worden; darum fiel er heute der Vernichtung anheim. Zum Schluß ward selbst an die Dächer Hand gelegt und ihre teilweise Zerstörung bemerkt. Nachdem hier alles zu Ende, begab sich der Hause zum Fabrikant F. W. Fellmann jun. Fellmann beschwichtigte die Leute, indem er jedem 5 Groschen zahlte und Brot und Butter, nebst einigen Speckseiten an sie verabreichte. Ein Stüd Brot und ein Biergroschenstüd reichen hin, die Mut der von Hunger und Rache Getriebenen im Zaume zu halten! Nun gings weiter zu E. G. Hofrichters Witwe und Söhne. Die Masse der Weber betrug hier schon 3000. Auch Hofrichter zahlte ein Geschenk von 5 Groschen für den einzelnen, doch erhielten dies nur die ersten, die letzten weniger.

Von hier bewegte sich der Zug zum „Sechsgroschel Gilbert“. Gilbert und Andreckh wohnen in Wielau. Mit ihrem Hause begann die Zerstörung an diesem Orte. Zunächst kam das obere Etablissement der Gebrüder Dierig an die Reihe. Der Pastor Seiffert, Schwiegersohn des Dierig, dem seine Frau eine Mitgift von 20 000 Kalern zugebracht und der nun wohl bequem von der ruhigen Ergebung des wahren Christen in sein Schicksal, von den Freuden, die dem Dulder hienieden dort oben winken sollen, sprechen und zur Ruhe und zum Frieden ermahnen mochte, soll ins Wasser geworfen worden sein. Unterdes hatten die Kommiss ihre Fabriknechte und andere Leute versammelt, mit Knütteln und was sonst zur Hand lag, bewaffnet und drangen nun unter Anführung des Bauerngutsbesizers Werner auf die Weber los. Nach einem heftigen Gefecht flohen die Weber unter Zurücklassung manigfaltiger Blutspuren und mit zerschlagenen Köpfen zu dem Gebäude hinaus und fort. Inzess fanden sich die Entwichenen mit neu Angekommenen bald vor dem zweiten Hause Dierigs ein. Besonders hatten sich viele Weber von denen, die bei Dierig arbeiten, versammelt. Letzterer hatte allen, die sein Eigentum beschützen und somit sich selbst die Gelegenheit, weiter zu arbeiten erhalten würden, ein Geschenk von 5 Silbergrofschen zugesagt. Mehrere Fremde, die eindringen wollten, waren von den zur Beschützung Bereitwilligen zurückgewiesen worden. Unterdes rückte das schon vor 24 Stunden aus Schweidnitz requirirte Militär in Wielau ein. Ich verbürge nicht, ob Pastor Seiffert zu seinem Schwiegervater gesagt hat: jezt brauche er nicht mehr zu bezahlen, das Militär sei ja da! Genug, so wird es fast allgemein erzählt. Das sieht fest, daß sich die Menge soeben in Ordnung aufzustellen begann, um die auf einem Zettel, der ans Haus geklebt wurde, von Dierig versprochenen 5 Silbergrofschen entgegen zu nehmen, als das Militär ankam. Dieses verschaffte sich durch Rückwärtsbewegung einigen Raum; Weber redeten es in der Nähe an und der Kommandierende mochte solche Ansprache mit Recht für gefahrbringend halten. Deshalb begab sich der Major von der ersten Stelle weg, um hinter dem Hause und auf seinen Seiten eine vorteilhaftere Stellung zu wählen. Ein Leutnant mit zehn Mann wurde in dem Garten vor dem Hause beordert. Die Weber formierten zwei Reihen, um jeder seine 5 Silbergrofschen zu erhalten. Die Aus- teilung sollte am Hause des Dierig vor sich gehen und jeder bald

nach dem Empfang durchs Haus hindurch ins Freie sich entfernen. Die Ein- und Ausgänge waren mit Soldaten besetzt. Es dauerte aber so lange und die Zahlung verzögerte sich so sehr, daß die Masse ungeduldig wurde und, außerdem beim Anblick der Soldaten chnehin aufgeregt und von einigen Unteroffizieren barsch zur Ordnung gerufen und bald fest überzeugt, daß sie kein Geld erhalten würden, gegen die Truppen immer mehr andrängte. Der Major, welcher Dierigs Haus und seine Truppen mehr und mehr bedroht sah, ließ Feuer geben.

Infolge dreier Gewehrsalven blieben sofort 11 Menschen tot, Blut und Gehirn spritzte weithin. Einem Manne trat das Gehirn über dem Auge heraus. Eine Frau, die 200 Schritte entfernt an der Tür ihres Hauses stand, sank regungslos nieder. Einem Manne war die eine Seite des Kopfes hinweggerissen. Die blutige Hirnschale lag entfernt von ihm. Eine Mutter von sechs Kindern starb an demselben Abend an mehreren Schußwunden. Ein Mädchen, das in die Strickstunde ging, sank von Kugeln getroffen zu Boden. Eine Frau, die ihren Mann stürzen sah, ging auf den Boden und erhängte sich. Ein Knabe von 8 Jahren wurde durchs Knie geschossen. Bis jezt sind überhaupt 24 schwer und tödlich Verwundete, außer den obigen 11 Toten, bekannt geworden. Wieviele ihre Wunden verheilmachen, läßt sich vielleicht später erfahren. Nach den ersten Salven herrschte einige Sekunden eine Totenstille. Aber der Anblick des Blutes um und neben ihnen, das Stöhnen und Nöcheln der im Vercheiden Begriffenen, der Jammer der Blesterten, trieb die Mutigsten unter den Webern zum Widerstande. Sie antworteten mit Steinen, die sie von den Steinhäufen der Straße aufrafften. Als nun zwar noch mehrere Schüsse getan und dadurch abermals einige Weber verwundet wurden, gleichwohl aber die Weber auf der einen Seite entfliehend, von der anderen her zurückkehrten und unter den fürchterlichsten Flüchen und Verwünschungen mit Steinen zu werfen fortfuhren, mit Knütteln, Äxten usw. vordrängen, bewerkstelligte der Major v. Rosenberger seinen Rückzug. Hätte er länger gezögert, so war es vielleicht für immer zu spät. Abends 10 Uhr langte der Major v. Schlichting mit vier Kompagnien in Peterswaldau an. Auch vier Geschütze trafen von Schweidnitz ein.

Am 6. Juni frühzeitig ging die gedachte Infanterie und Artillerie nach Wielau ab, doch blieb eine Kompagnie in Peterswaldau, die noch am selbigen Tage, weil es wiederum heftiger garte, an einer zweiten Sulkurs erhielt. Die Geschütze fuhrten in Wielau auf, die Artilleristen mit brennenden Linten daneben. In der Nacht vom 5. zum 6. Juni war nach dem Abmarsch der v. Rosenbergerischen Truppen das eine Dierigische Haus mit einem Nebengebäude demoliert worden. In der Nähe der Dierigischen Häuser wurde nun vom Major v. Schlichting ein Teil seiner Krieger aufgestellt, der andere Teil beim gutsherrlichen Schlosse postiert. Es zeigten sich zwar auch an diesem Morgen einzelne Häuser, welche sich die Gassen auf und ab bewegten; zwar schien das Blut, welches die Geronnen vor Dierigs Hause stand, an Pfählen, Planken und auf Stufen mit Gehirnteilen untermischt, den unüberwundenen Blick der umstehenden Webermasse fesselte, die im Innern tobende Nachesurie aufs neue entfesseln zu müssen, allein die Stärke der militärischen Macht, der Infanterie und Artillerie, später noch der Kavallerie, ließ die Weber keinen weiteren Widerstand versuchen. Vielmehr zog sich ein Teil von ihnen nach Friedrichsgrund bei Leutmannsdorf und vernichtete die bei dem dortigen Ausgeber der Zwanziger vorgefundenen Waren; enthielt sich aber jedes sonstigen Angriffs.

Bei den Vorfällen aller drei Tage ist wohl zu beachten, daß die Fabrikanten nirgends persönlich angegriffen oder gemißhandelt, daß kein Feuer angelegt und auch die Wäckerläden, gegen welche eben keine günstige Stimmung herrschte, völlig verschont wurden. Am 6. Juni hatte sich auch der Herr Oberpräsident eingefunden.

Während nun Breslau seine Schützen, Brieg seine Infanterie (per Eisenbahn) bis Königszell und von da nach den Orten der Verwüstung sandte und die Husaren von Strehlen gleichfalls herbeigekommen waren, fing es hier in Breslau an demselben Tage (6. Juni), wo Eskafette auf Eskafette durch die Straßen eilte, abends zu gären, sich in Häufen zu sammeln und lärmend hin und her zu ziehen an. Die erwartete Ankunft Prinz Adalberts und der dabei gehoffte Papfenstreich hatte außerdem viele Menschen auf den Markt gezogen. Man hörte überall Gruppen sich über die Weber unterhalten; eine gewisse fieberhafte Spannung war bemerkbar. Doch wurden in dieser Nacht bloß mehrere Fenster auf der Karlsstraße eingeworfen. Am folgenden Abend (7. Juni) erneuerte sich der Tumult, nur weit stärker. Der Prinz war gekommen, aber der Papfenstreich unterblieb. Der Kommandant v. Jollisfer rebete die auf dem Markt dichtgedrängte Masse an und ermahnte sie zum ruhigen Auseinandergehen. Entschliches Pfeifen, Hurrahgeschrei und Rischen veranlaßten ihn, sich sofort wieder in die Hauptwache hinein zu begeben. Die Hauptstraßen waren so voll Menschen, so dicht gedrängt, daß man weder vor noch zurück konnte. Es wogte die Menge mit Loben und Pfeifen auf und ab. Mehrere Kompagnien Infanterie wurden nun auf einigen Hauptpunkten, die Kürassiere auf dem Markte aufgestellt, die übrigen Truppen in den Kasernen konsigniert, die Geschütze bereit gehalten und die Kompagnien der Bürgerschützen aufgeboten. Starke Kürassierpatrouillen durchritten die Straßen. Allein teils der Mutwille, teils der besonders in Schneidern und Tischlern gegen die Juden glühende Haß hatte bereits einen großen

Schwarm nach der Karls- und Antonienstraße und durch die Goldene Madegasse getrieben, wo er alle Fenster einwarf und zertrümmerte. Die Reiterpatrouillen und dann die übrigen imposanten Truppenmassen verhinderten weitere Exzesse. An 50 Personen wurden арrestiert. Die schnell, ungemein schnell beendigte Untersuchung hat für 18 von den Eingefangenen Freiheits- und Leibesstrafen zur Folge gehabt. Unter den Verurteilten befinden sich meist Handwerksgehilfen und Lehrlinge, auch 1 Hausknecht, 1 Formenstecher, 1 Handlungs-kommiss und 1 Gärtner.

(Schluß folgt.)

Wilhelm von Polenz.

Der Verlag von F. Fontane u. Co., Berlin-Grunewald, hat es unternommen, mit einer Gesamtausgabe der Schriften Wilhelm von Polenz' an das Interesse des deutschen Lesepublikums zu appellieren. Dieser Appell ist gerechtfertigt, obwohl wir das Interesse eben dieses Publikums an gehaltvoller Lektüre sehr niedrig einschätzen; denn Polenz' Romane, Romellen usw. sind kein Futter für die „Unterhaltung“. Auch kommt hinzu, daß er weder bei Lebzeiten „modisch“ war, noch es jetzt nach seinem Tode jemals werden wird. Das hindert uns aber nicht, mit allen wirklichen Kernern des früh verstorbenen Dichters darüber einig zu sein, daß die Spur seines Schaffens unverloren bleibt. Am ersten hat das wohl die Sozialdemokratie erkannt; denn in der Parteipresse liefen einige der bedeutendsten Erzählungswerke fast gleichzeitig bei ihrem Erscheinen, also noch bei Polenz' Lebzeiten. So hat damals die „Neue Welt“ den „Wittnerbauer“ zum Abdruck gebracht. Dies ausgezeichnete Werk eröffnet denn auch — wie recht und billig — die zehn Bände umfassende Gesamtausgabe. Vorangestellt ist ihm ein Aufsatz von Adolf Bartels, worin Polenz' Leben und menschliche wie künstlerische Persönlichkeit ziemlich eingehend und man darf sagen auch mit geeigneter Objektivität geschildert wird. Bei Bartels ist man's ja gewohnt, auf einseitige und reaktionäre Anschauungen zu stoßen; sein literaturpöpstlicher Standpunkt ist arisch-antisemitisch-konservativ-protestantisch-orthodox. An Polenz freut's ihn vornehmlich, daß er gleichfalls konservativ und egidhisch-religiös gewesen sei; dazu kommt dann noch, daß Polenz verschiedene Gelegenheiten genommen hat, jüdische Typen zu schildern — Grund genug für Bartels, diesen Umstand extra hervorzuheben. Nur sagt er nicht, ob er Polenz nun auch gleich für einen Antisemiten ansehe und dementsprechend höher einschätze. Im allgemeinen aber kann man sich mit der literarischen Bewertung des Dichters abfinden. Polenz' Wiege hat nicht in der Gasse eines Proletariats, sondern in einem lausitzer Rittergutschlosse gestanden, wo er am 14. Januar 1861 geboren wurde. Im Verlauf seines Lebens hat Polenz auch nicht den schweren Existenzkampf eines Schriftstellers durchkosten müssen; denn er war Besitzer zweier Rittergüter und konnte sich sein Dasein, frei von allen Ängsten und Nöten komfortabel gestalten. Bei einer so glücklichen Konstellation der materiellen Verhältnisse, die obendrein noch begünstigt wurden durch seine Zugehörigkeit zur Geburtsaristokratie hätte es gar nichts Verwunderliches an sich gehabt, wenn Polenz in den verbotenen Anschauungen des feudalen Agraradels haften geblieben wäre. Diesmal aber war das gerade Gegenteil der Fall. Kaum, daß sich in dem jungen lausitzer Landjunker der Dichter zu regen begann, so stürzte er sich in die damals hochgehende jüngst-deutsche Literaturbewegung, die ihrerseits wieder mit dem Proletariat engere Fühlung suchte. Und wenn Polenz auch nicht den Mut zum letzten Schritte offenbarte, so zeigte er doch, daß er den Drang der Zeit nach Neugestaltungen von Grund auf begriffen hatte. Dann zog er sich in die ländliche Stille zurück und gab sich der künstlerischen Ausgestaltung sozialer und ethischer Probleme hin. Aber nicht spielerisch, sondern mit tiefstem Ernst, mit innigster Drangabe.

Er wurzelte mit seinem ganzen Wesen in der Scholle. Dort gab es für einen frisch zugreisenden Autor Stoff und schöpferische Anregung genug, um etwas ganz Neues herzubringen. Die soziale Einsicht, die sich Polenz durch eifriges Studium und Beobachten erkämpft hatte, legte er nun als Maßstab an die landwölklichen Lebensbedingungen und Besitzverhältnisse an. Dabei entschleierte sich ihm die Dinge, wie sie waren; doch auch die Wurzel des Übels. Wenn Polenz zunächst in dem „Parrer von Breitenborn“ einen Landpastor gezeichnet hatte, dem der religiöse Gewissenszwang auf die Länge unerträglich wird, so daß er schließlich dem Seelsorgeramt entsagt, um fortan als Volks- und Jugendlehrer zu wirken, so zeigte er nun am „Wittnerbauer“, warum der bäuerliche Besitzstand zerbrach, nämlich an der spekulationsförmigen Macht des Kapitalismus einerseits, am starren Festhalten der Bauern am Althergebrachten andererseits. Hatte er dort den Stand der Landgeistlichen, hier den lausitzer Bauernstand geschildert, so gibt er im „Grabenhäger“ ein breites Bild des Landjunkertums. Alle drei Romane sind Entwicklungsdramen; Zustandsänderungen erst in zweiter Stelle. Aber ihr Wert ist damit nicht erschöpft. Gerade der reiche Einschlag eindringlicher Schilderungen des sozialen Milieus sowie ländlicher Sitten und Bräuche, vollsäftig von Treue und Liebe, hebt diese Schöpfungen weit über manches anderen hinaus, was damals um die literarische Palme rang. In ihnen zeigt sich Polenz auf der Höhe seines Schaffens; während sein

Erstlingsroman „Sühne“ den Uebergang vom feineren Unterhaltungsdramen zur wahrheitsfüchenden Heimatkunst bildet. Mit den Erzählungswerken seiner späteren, letzten Periode begibt sich Polenz auf ein neues Operationsfeld, indem er zu brennenden Zeitfragen Stellung nimmt. „Thekla Lüdelind“ ist ein biographischer Frauenroman. Zum Teil kann das auch von „Liebe ist ewig“ gelten; doch ist er mehr ein Künstlerroman. Frauen sind die Heldinnen in beiden: dort eine Offizierstochter, hier eine Lehrerin. Endlich gehört der Schriftstellerroman: „Wurzelloker“ zu dieser Gruppe. Er ist ein Selbsterbuch. Polenz hat darin versucht, die Revolution der jüngstdeutschen Literatur in ihren Folgerungen aufzufangen. Ich habe, als ich ihn vor Jahren an dieser Stelle eingehend behandelte, manches an ihm auszusagen gefunden, sowohl in gegenständlicher als stilistischer und darstellerischer Hinsicht. Bartels glaubt diesem Roman eine „geradezu geschichtliche Zuverlässigkeit“ beimesen zu sollen, weil er sich „in fast allen Hauptpunkten mit der Darstellung in seiner „Deutschen Dichtung der Gegenwart“, die Polenz kannte und schätzte“, deckt. Das riecht zwar ein bißchen nach Eigenlob; richtig ist aber, daß „Wurzelloker“ die treue Signatur jener Sturmjahre in sich trägt. Gleichzeitig und nebenher hat Polenz eine Anzahl „Vorgeschichten“ und „Romellen“ geschrieben. Sie füllen je einen starken Band. Er müßte aber kein Poet gewesen sein, wenn er zu dessen Beweise nicht mit lyrischen „Gedichten“ begonnen hätte. Es ist manches Nachdenkliche dabei; selbst „Satiren“ fehlen nicht. „Obergirgerl“ sei erwähnt und „Die Synode“. Ein Zeugnis seiner mannhaften Denkweise ist die energische „Ode an Deutschland“:

Ich liebe nicht die Sedaufeste,
Ich liebe nicht das Hurrafrein,
Hochreden, Schärpen, Ehrengäste,
Festungstraun, Lanz- und Saufverein.

Ich liebe nicht die Whzantiner,
Die in des Herrschers Sonne steh'n,
Nicht die betrehten Kammerdiener,
Samajschenträger, Livreen usw.

Bemerkenswert ist auch besonders „Die Wählurne“. Wie da die Anhänger der verschiedenen Parteien ihre Rollen wechseln, wie das Kapital jetzt die Landjunker in der Faust hat, wie die Hurrapatrioten und die fäbeltraffenden Phrasenhelden aussehn, wird prächtig geschildert. Ueberall Abwirtschaftung. Nur die Sozialdemokratie sei von Wahl zu Wahl gewachsen. „Aus dem blaffen Jüngling von ehemals war ein bärtiger, starknochiger Mann geworden. Er kam daher — diesmal ohne Ketten; unter seinen Füßen erdröhnte der Erdboden . . . Jetzt verging den anderen das Lachen. Sie standen wie gebannt, wagten nicht Hand noch Fuß zu regen. . . Und als er den letzten Zettel hineingeworfen hatte, ließ er sein rotes Halstuch wehen und rief mit blitzenden Augen: Auf Wiedersehen, zum nächsten Male!“ Mit der Erwähnung von drei Dramen wird der Kreis des Polenzschen Schaffens vollendet. „Heinrich von Kleist“ ist eine psychologische Dichtertragödie; sie wurde auch in Dresden mit Erfolg aufgeführt. „Junfer und Fröner“, worin ein packendes Bild aus dem Zeitalter der Selbsteigenschaft aufgerollt wird, sowie „Andreas Wochholdt“, deren Held — ein schwärmerischer Idealist und Weltverbesserer — nach Moriz von Egibb gezeichnet ist, sind indes von der Bühne ausgeschlossen geblieben, obwohl sie ein besseres Schicksal verdient hätten. Im letzten Jahre seines allzufrüh vollendeten Lebens (13. November 1903) machte Polenz eine Studienreise durch Amerika. Die hier gewonnenen Eindrücke und Erfahrungen hat er niedergelegt in dem Buche: „Das Land der Zukunft“, welches den 10. (Schluß-) Band seiner gesammelten Werke bildet. Wegen ihres sozialen Gehalts und nicht zuletzt auch um ihres sympathischen Schöpfers willen verdient diese Gesamtausgabe — broschiert: 30 M., in Leinen gebunden: 40 M. — einen Platz in den Arbeiterbibliotheken. Wir sind nämlich weit davon entfernt, auf den Besitz von Polenz' Werken zu verzichten, bloß weil die stolzen Erben darüber hinwegsehen, daß es einst zu allererst unsere Parteipresse gewesen ist, die dem Verständnis für Polenz' Hauptromane breite Bahn gebrochen — dieselbe Presse, der man nunmehr jedweden Abdruck verweigert! Ernst Kreowski.

Kleines feuilleton.

Wölkertunde.

Die Doppelsprache der Karaißen. Die Karaißen, ehemals einer der mächtigsten und weitestverbreiteten Indianerstämme im nordöstlichen Südamerika und den Antillen, sind heute auf wenige spärliche Reste zusammengeschmolzen. Sie bieten in ethnographischer Hinsicht, insbesondere aber in bezug auf ihre Sprache manche interessante Eigentümlichkeiten. Ueber die Sprache der Karaißen in Britisch-Honduras und den Nachbarstaaten Guatemala und Spanisch-Honduras hat der deutsche Gelehrte Dr. Karl Sapper umfassende Studien gemacht, deren Hauptergebnisse folgende sind: 1. Die Sprache ist heute von zahlreichen fremden Elementen, besonders französischen, englischen, spanischen und vielen Mahayorten (Sprache der Indianer in Yucatan) durchsetzt. 2. Was aber die Karaißensprache besonders

merkwürdig macht, ist der Umstand, daß bei ihnen Männer und Frauen eine verschiedene Sprache reden. Die Tatsache ist längst bekannt, allein in ihrer Erklärung gehen die Ansichten stark auseinander. Dr. Sapper weist mit Stolz zunächst auf die große Verschiedenheit in der sozialen Stellung hin, die Männer und Frauen bei den Karaiiben einnehmen. Diefelbe bedingt eine verschiedene Anschauungsweise und diese hinwieder einen verschiedenen sprachlichen Ausdruck. Außerdem macht Sapper die scharfe Trennung geltend, die zwischen Mann und Frau in bezug auf die ihnen zugewiesene Beschäftigung besteht. Daraus ließe sich wohl erklären, daß dieselben Dinge und dieselben Handlungen von Männern und Frauen verschieden benannt würden. Offenbar ist diese Erklärung durchaus unzureichend. Mit Recht macht der Angelus von Belize (Britisch-Honduras), das Organ der dort tätigen englisch-amerikanischen Jesuiten, dagegen geltend, daß, wenn dieser Grund stichhaltig wäre, dieselbe Erscheinung auch bei anderen Völkern, zum Beispiel den Indianern von Nord- und Südamerika, sich wiederholen müßte, bei denen die soziale Stellung und der Beschäftigungskreis beider Geschlechter ebenso scharf unterschieden sei. Viel mehr Wahrscheinlichkeit bietet eine andere Erklärung, die Sapper mit Unrecht zurückweist. Diese gründet sich auf eine bei den Karaiiben allgemein verbreitete Ueberlieferung, daß in längst vergangener Zeit ihre Vorfahren, und zwar ausschließlich Männer, aus einem anderen Lande her auf den Antillen gelandet seien, die dortigen Ureinwohner unterworfen, sämtliche Männer und Knaben getötet, die Frauen aber sich angeeignet hätten. Deren Sprache sei eine ganz verschiedene gewesen, und dieser Umstand habe sich, dank der scharfen Trennung der Geschlechter, bei diesen Völkern im wesentlichen bis heute erhalten. Diese Erklärung findet eine Stütze in einem berühmten Werke des französischen Jesuiten Lafiteau über die Sitten der amerikanischen Wilden (Paris 1724). Lafiteau beruft sich da, wo er von der mutmaßlichen Herkunft der Karaiiben spricht, auf eine Stelle bei Herodot (I. n. 146). Unter den zwölf Völkern — so erzählt dieser —, die von Euböa (Griechenland) nach Jonien (Kleinasien) einwanderten, waren auch diejenigen, die von Brytaneum in Athen ausgingen und sich für die edelsten Jonier hielten. „Diese hatten in die neue Heimat keine Weiber mitgebracht, sondern nahmen sich Karierinnen, deren Väter sie ermordeten. Wegen dieser Ermordung machten sich die Weiber zum Seize, schwuren es einander zu und überlieferten es auf ihre Töchter, niemals mit ihren Männern zusammen zu speisen, noch ihren Mann beim Namen zu nennen, deswegen, weil sie ihnen Väter und Männer und Kinder gemordet.“ „In ganz ähnlicher Weise,“ so schreibt Lafiteau, der mehrere Jahre selbst unter den Karaiiben gewirkt, „essen die Frauen der Karaiiben nie mit ihren Männern, nennen sie niemals bei ihrem Namen, dienen ihnen, als ob sie bloß ihre Sklavinnen wären, und haben, was das Bezeichnendste ist, eine von ihren Männern ganz verschiedene Sprache.“ Wenn nun Lafiteau ohne weiteres die Karaiiben mit den alten Kariern in Zusammenhang bringt, so können wir ihm freilich hierin nicht folgen; wohl aber bietet das Beispiel Herodots eine geschichtliche Analogie, die die oben angeführte Ueberlieferung der Karaiiben und die darauf beruhende Erklärung der sonderbaren Doppelsprache als eine sehr wahrscheinliche empfiehlt.

Verkehrswesen.

Theo Wolff: Vom Döfenwagen zum Automobil, Sammlung „Wissen und Können“, Leipzig 1909, 8.60 M. Wenn zu den zahlreichen vorhandenen Sammlungen populär-wissenschaftlicher Schriften eine neue hinzukommt, so dürfen wir uns schon nicht mehr wundern. Immerhin hat die im Verlag von Johann Ambrosius Barth in Leipzig erscheinende „Wissen und Können“ betitelt Sammlung von Einzelschriften aus reiner und angewandter Wissenschaft den Vorzug, etwas gründlichere Darstellungen in einem Bande zu vereinigen, wodurch bei einem umfangreicheren Werke die Kosten für mehrere Einbände bei einer Gliederung in mehrere Bändchen forfallen, andererseits aber hat sie den nicht zu leugnenden Nachteil, die einzelnen Darstellungen zu Preisen auszugeben, die uns zu hoch erscheinen und ihrer Popularisierung jedenfalls hinderlich sein möchten. Das Werkchen „Vom Döfenwagen zum Automobil“, dessen kraß gewählter Titel wohl im Anfang verblüfft, bietet eine recht interessante Entwicklungsgeschichte des modernen Landverkehrs, wie er sich aus den primitivsten Anfängen bis zur Eleganz des Automobilismus entfaltet hat. Da der Gegenstand monographisch noch nicht, meist nur lapidarie in großen Kulturgeschichten behandelt worden ist, wird es seinen Platz als ein Beitrag zur Geschichte der Verkehrstechnik wohl behaupten können. Inhaltlich bietet es recht viel Interessantes. Man muß dem Verfasser eine ziemlich genaue Kenntnis auch der historischen Geschichte nachrühmen und wird den Fleiß bewundern, mit welchem die Verkehrsansätze schon bei den ältesten Völkern unserer Zeitrechnung beschrieben worden sind. Gerade der Entwicklung des Wagenbaues bei Ägyptern, Griechen und Römern ist ein ziemlich umfangreiches Kapitel gewidmet. Interessant sind auch die Ausführungen über den Ursprung des Kraftfahrwesens. Wenn man der Meinung ist, daß der ohne vorgespannte Zugtiere, selbstbewegliche, also „automobile“ Wagen ein Produkt unserer modernsten Zeit ist, wird man durch den Verfasser gründlich eines anderen belehrt. Schon die alten Griechen hatten im Prinzip das Problem gelöst, einen Wagen

ohne Pferde oder Zugtiere vermittels eines eigenartigen Hebelmechanismus durch einen im Inneren befindlichen Wagenführer sich bewegen zu lassen. Auch bei den Römern und den Kulturböllern des Mittelalters gab es ähnliche pferdelose, sich selbst bewegende Wagen, welche indessen nie eine größere Bedeutung erlangten, da sie viel zu langsam von der Stelle kamen. Zu praktisch brauchbaren Resultaten kam man erst, nachdem mit der Verboflkommnung der Dampfmaschine durch James Watt das mechanische Prinzip der Expansionswirkung des Wasserdampfes auch für die Konstruktion von Beförderungsmaschinen Verwendung gefunden hatte. So entstand das erste durch eine mechanische Kraft betriebene Automobil, die Dampflokomotive, die indes, wie heute, an den durch die Schienen vorgeschriebenen Weg gebunden war und deshalb dem modernen, von keinerlei Route als einer guten Chaussee abhängigen Kraftwagen noch nicht vollkommen entsprach. Dieser in seiner jetzigen Ausgestaltung, die aber durchaus noch nicht den Höhepunkt der Automobiltechnik darzustellen braucht, ist in der Tat ein Kind unserer Zeit. Der Verfasser hat eine Vorliebe, möglichst oft den Deutschen die Priorität irgendwelcher Erfindungen einzuräumen, hat es im übrigen aber gut verstanden, durch die noch wenig enthüllte Geschichte des Verkehrslebens einen Pfad zu legen, auf dem wir ihm gerne folgen mögen.

Technisches.

Drucke mit Elektrizität! Als Antrieb kann man die Elektrizität selbstverständlich für jede Maschine, also auch für eine Druckpresse, benutzen. Darin würde aber kein elektrisches Druckverfahren zu erblicken sein. Democh gibt es auch ein solches, bei dem also die Elektrizität tatsächlich die Entstehung des Druckes besorgt. Der Apparat, den Joseph Nieder nach einer Mitteilung im „Elektrotechnischen Anzeiger“ zu diesem Zwecke benutzt, ist recht einfach. Er besteht im wesentlichen in einer Glasflasche, einer kleinen Influenzmaschine und noch einigen Kleinigkeiten. Auf die Flasche wird nämlich zunächst ein Metallplättchen gelegt, auf dieses eine saubere, etwas größere Glasplatte, auf diese wieder ein kleines Glasplättchen und darauf endlich eine Autotypie. Diese wird mit einer trockenen Staubfarbe, am besten mittels des Handballens, eingerieben. Nun wird das Metallplättchen durch Drehung der Maschine geladen. Wenn nun die Autotypie vorsichtig abgehoben wird, so stellt es sich heraus, daß das Bild auf der darunter liegenden Glasplatte in vollkommener Wiedergabe erschienen ist. Der Vorgang erklärt sich dadurch, daß die Staubteilchen selbst die entgegengesetzte Ladung angenommen haben wie die Glasplatte und sich deshalb an diese festgeheftet haben. Die ganze Sache ist so einfach, daß man an ihre praktische Verwendbarkeit glauben sollte. Außerdem beschreibt Nieder noch ein hübsches Experiment, wobei man sich selbst elektrifiziert, nachdem man sich durch Anziehen von Gummischuhen in einfachster Weise gegen die Erde isoliert hat. Legt man dann die Finger auf die empfindliche Schicht einer photographischen Platte, die wieder auf einer Kombination einer Glasplatte und einer Metallplatte ruht, von denen diese mit dem anderen Pol verbunden ist, so entsteht ein höchst merkwürdiges Bild auf der Platte, indem von den weißen von den Fingerspitzen berührenden Stellen sonderbare Büschel von Strahlen nach allen Seiten ausgehen.

Wieder ein neuer Rollschuh. Es ist natürlich kein Zweifel, daß der neue Aufschwung, den die Benutzung von Rollschuhen in jüngster Zeit genommen hat, auch zu weiteren Erfindungen führt. Eine besondere Aussicht scheint ein Fortbewegungsapparat zu besitzen, der von einem Lehrer an der schwedischen Universität Uppsala namens Petriini erdacht und mit dem Namen Tachypod (Schnellfuß) belegt worden ist. Er stellt eine Art von Rollschuh dar, der aber mit zwei großen Rädern, ähnlich einem Zweirade, versehen ist. Die Räder sind nach einer Beschreibung in „English Mechanic“ an den unteren Enden zweier Arme befestigt, die um ein Gelenk beweglich sind. Das Gelenk verbindet die oberen Enden der Arme, so daß diese sich öffnen und schließen können gleich den Hälften einer Schere. Ueber dem Gelenk liegt eine Platte, auf die der Fuß gesetzt wird und die mit einem Gurt am Ankel befestigt wird. Wenn nun das Gewicht des Körpers auf den Schuh drückt, so lösen die Räder und die Arme eine Drahtrolle aus, die an der Achse des Vorderrades befestigt ist, wenn der Druck nachläßt, indem das Gewicht des Körpers auf den anderen Fuß übertragen wird, so werden die Räder zusammengebracht und der Draht durch eine Feder wieder aufgewunden. Die Spule ist so auf der Achse montiert, daß sie lose läuft, wenn der Draht aufgewunden ist, und umgekehrt die Achse in Bewegung setzt, wenn der Draht abgewickelt ist, d. h. wenn die Räder unter dem Druck des Körpergewichts stehen. So wirkt das hintere Rad als ein Triebrad, und da das Gewicht abwechselnd auf den rechten und auf den linken Fuß nach der gewöhnlichen Art des Ganges verlegt wird, wird ein oder das andere Triebrad in Bewegung gesetzt und der Träger dieser „Schnellfüße“ mit beträchtlicher und gleichförmiger Geschwindigkeit getrieben. Diese soll ebenso groß sein wie bei einem guten Radfahrer.